

Von Haus zu Haus

Objektyp: **Group**

Zeitschrift: **Nebelspalter : das Humor- und Satire-Magazin**

Band (Jahr): **109 (1983)**

Heft 47

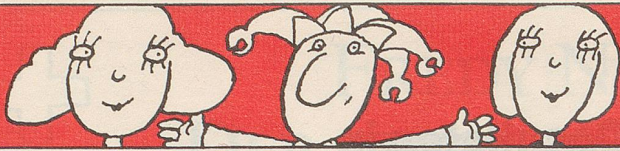
PDF erstellt am: **10.07.2024**

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Inhalten der Zeitschriften. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern. Die auf der Plattform e-periodica veröffentlichten Dokumente stehen für nicht-kommerzielle Zwecke in Lehre und Forschung sowie für die private Nutzung frei zur Verfügung. Einzelne Dateien oder Ausdrucke aus diesem Angebot können zusammen mit diesen Nutzungsbedingungen und den korrekten Herkunftsbezeichnungen weitergegeben werden. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Die systematische Speicherung von Teilen des elektronischen Angebots auf anderen Servern bedarf ebenfalls des schriftlichen Einverständnisses der Rechteinhaber.

Haftungsausschluss

Alle Angaben erfolgen ohne Gewähr für Vollständigkeit oder Richtigkeit. Es wird keine Haftung übernommen für Schäden durch die Verwendung von Informationen aus diesem Online-Angebot oder durch das Fehlen von Informationen. Dies gilt auch für Inhalte Dritter, die über dieses Angebot zugänglich sind.



Ilse Frank

Schelmenstreiche

Das Thema, das ich heute aufs Tapet bringe, habe ich schon einmal abgehandelt. Aus dem damaligen Anlass für Marktstudien ist inzwischen ein Problem um Wohl und Wehe geworden.

Mir geht es nicht darum, Ilse gesammelte Leiden zur Lektüre vorzulegen, sondern anhand eines konkreten Beispiels zu zeigen, wie hilflos das Gesetz von Angebot und Nachfrage den einzelnen Menschen macht.

Bekanntlich wandle ich auf Wasserbeinen durch die Gegend. Damit meine Liquidität nicht ausufert, trage ich seit zwei Dezennien Stützstrumpfhosen.

So weit, so relativ gut. Nur bereiten mir die Spezialhüllen immer irgendwelche Schwierigkeiten. Früher konnte ich ausser einer milchkaffeefarbenen Scheusslichkeit nichts Nützliches bekommen. Später entdeckte ich zu meiner unbändigen Freude schwarze, graue, braune, beige, blaue, violette Töne eines Modells 269, das mir nicht nur süsse, beinahe modische Abwechslung, sondern dank Baumwollsohlen auch so etwas wie Komfort verhies. Ich kaufte, was die Geldbörse hergab, und wählte mich einer Sorge enthoben.

Das war ich auch. Bis ich eines dunklen Abends im Spezialgeschäft erfuhr, ich sei weit und breit die einzige Kundin, die diesen Artikel verlange. Er werde bald nicht mehr hergestellt. Natürlich reagierte ich sofort, öffnete ein stattliches Strumpfhosenlager. Als ich mir nach Wochen wackeren Sparens den Restposten aneignen wollte, merkte ich, dass ich voreilig gehandelt hatte: Meine Kostbarkeit war jetzt zur Hälfte des ehemals stolzen Preises feil, was mich zu einem kurzen Wutanfall sowie zum gigantischsten Fischzug aller Strumpfnotzeiten veranlasste. Kleiderschrank und Putzkasten quollen von Packungen über. Beinahe hätte ich aus der Platznot die Tugend einer neuen Wohnung gemacht, doch die in Gewirktem angelegten, ergo jetzt fehlenden Finanzen hielten mich von einem Drei-Zimmer-Logis fern.

Ans fehlende Kleingeld musste ich denken, als ich «meinen» Laden wieder einmal betrat und entzückt hörte, die allerletzten

269er habe man für einen Fünftel verschleudert. Ich fühlte mich hintergangen, machte aber gute Miene zum bösen Spiel und fragte, wann denn ein Ersatzangebot folge. Die Bedienenden lächelten milde, während sie sprachen: «Wenn überhaupt je eines auftaucht, dann bestimmt noch lange nicht. – Üben Sie sich in Geduld.» Ich übte mich – auch in der Kunst, mit heilen Beinnetzen über die Daseinsrunden zu kommen.

Dennoch nahte der Zeitpunkt, da ich mich um Nachschub kümmern musste. Also wandte ich mich an meine alten Bekannten. Von ihnen wollte ich erfahren, welches die Alternativlösung meines Beschaffungsproblems sei. «Schwierig! Ausserst schwierig!» murmelte die Chefin des Hauses und blickte mich prüfend an: «Brauchen Sie denn überhaupt einen derart starken Stützeffekt? In schwächerer Ware haben wir jede Menge Auswahl!» Ich war hell begeistert, besonders, da ich wusste, dass mir die gepriesene Ware nicht dienen konnte. «Ja dann», seufzte die geplagte Sachkundige, «bleibt nur

noch die Fremdmarke Po. Aber die lassen wir auch ausgehen!» Ich schnappte nach Luft, erwischte einen Mundvoll und startete dieses stattliche Gebrüll: «Zum Kuckuck! Was soll ich bloss tun? Warum schaffen Sie immer alles ab, was ich dringend brauche?» «Vielleicht ist noch etwas da», murmelte die Angegriffene beschwichtigend, kramte in verschiedenen Schubladen und beförderte vier Päckchen ans diffuse Licht. «Hier!» sagte sie stolz. Ich sah die Struktur, die Kunstfaser, die Farbe, sah vor allem den Frankenbetrag, zuckte zusammen, schwankte leicht, fasste mich, um zu kalkulieren, und stellte fest, dass die mitgebrachte Hunderternote gerade für zwei Paar Horrorgebilde reichte. Eigentlich hatte ich mit einem Räumungsrabatt gerechnet, doch davon war keine Rede. «Probieren Sie später irgendwann die Nummer 263 – auch nicht schlecht, dieses Produkt», formulierte die Verkaufsdame einen offenen Geistesblitz – gerade, als ich die teurere Variante berappt hatte! Wieder fühlte ich mich betrogen.

Nun sitze ich im stillen Kämmerlein, wälze trübe Gedanken: Mit mir – und meinen Leidensgenossen – lässt es sich leicht willkürlich verfahren. Wir sind ja auf Krämer angewiesen. Wenn es denen morgen einfallen sollte, die rarsten Modelle nur gegen Goldbarren herauszurücken, würden Ilse und Konsorten stracks einen Banksafe knacken. Dann allerdings gälten bestimmt nur wir als Schelme.

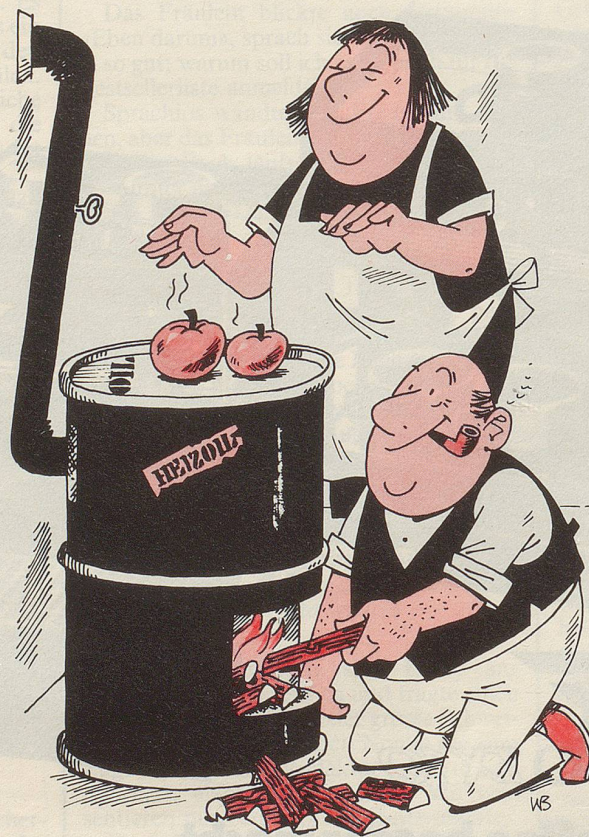
Das Bethaus

Mein Grossvater hat zeit seines Lebens von einer Romreise geträumt. Er hat sich lange darauf vorbereitet; er hat Bücher gelesen und Stadtpläne studiert. Er kannte den Weg zum Forum, zur spanischen Treppe, zum Petersdom genau. Krieg und Krankheit zwangen ihn, die Reise immer wieder aufzuschieben, und schliesslich ist er gestorben, ohne in Rom gewesen zu sein.

Heute ist das anders. Ein freies Wochenende, dem man vielleicht vorne oder hinten einen Tag anhängt, ist gerade gut genug für einen Mundvoll Paris, ein Augenvoll Florenz, ein Ohrvoll Salzburg.

Man nimmt seine Reisetasche mit zur Arbeit und hüpf abends statt ins Tram in ein Flugzeug, um morgens an der Cromwell Road oder an der Piazza Cavour zu erwachen. Man versucht, sich zu erinnern, wo man eigentlich ist, und lässt sich dann durch die fremde Stadt kutschieren, «rechts sehen Sie, vorne das bekannte – und dahinter die Türme von ...»

So sass ich denn kürzlich auch in einer der berühmten Kathedralen der Welt. Die mächtigen, gebündelten Säulen fächerten hoch oben aus zu einem zarten Filigran, und durch die Rosette über dem Portal flutete farbiges Licht auf die nicht abbrechende Prozession, die durch das Kirchenschiff zog. Hunderte und Aberhunderte von Menschen, in Gruppen und Grüppchen, betret von Führern und Führerinnen, die in allen Sprachen der Welt die Höhe des Doms, das Gewicht der Turmuhr, die berühmten Söhne des Landes, die hier begraben liegen, erwähnten. Und ihre Schäfchen schauten manchmal in die gewiesene Höhe oder zum genannten Grab, kauten dazu Kaugummi oder schleckten Glace. Sie hielten einander umschlungen oder unterhielten sich, wickelten Souvenirs aus und zeigten sie herum. Kinder ritten



WERNER BÜCHI

Zurück zur Natur!

In den letzten sechs Jahren ist der Brennholzverbrauch in der Schweiz um 50% gestiegen.

auf den Schultern ihrer Väter oder wurden durch die Kirche geschoben. Einige Besucher waren barfuss, andere in Holz-, Berg- oder Turnschuhen, in Shorts oder in wallenden Gewändern. Manchmal trugen alle einer Gruppe die gleichen Hüte, Stirnbänder oder Fähnchen.

Das Tappen der vielen Füsse, das Lachen, die Gespräche hatten sich zu einem gewaltigen Rauschen vereinigt, das, anschwellend und abebbend wie das Rauschen eines Stromes, das Schiff durchzog, den Chor umrundete und mit der Menge zum Seitenportal hinausfloss.

Man hatte die Kirche «gemacht»; man hatte sie gesehen; sie konnte abgehakt werden.

Einmal hat einer gesagt: Mein Haus soll ein Bethaus sein; ihr aber macht aus ihm eine Räuberhöhle.

Doch das ist schon sehr lange her.

Ingeborg Rotach

Heiteres Wiedersehen

75 Jahre alt wäre sie am 6. November 1983 geworden: Maria Aebersold, die in Binningen lebte, in Basel wirkte und in der ganzen deutschen Schweiz Freunde hatte. Radiohörer fühlten sich von hintergründig witzigen Causerien angesprochen, Leser waren von sanft ironischen, doppelbödigen Geschichten fasziniert. Amüsierte und Engagierte, Bewunderer wie Verehrer können nun der im Januar 1982 verstorbenen Schriftstellerin wiederbegegnen.

Der Pharos-Verlag hat ein Bändchen herausgebracht, das Miniaturen aus Miggelis Nachlass enthält und den irritierenden Titel trägt «Eine ganz bestimmte Stadt». Wie bitte? fragen neugierig Gewordene – bis sie durch eine prägnante Schilderung Antwort erhalten. Die ist so typisch frappant, dass sich im stillen Geniesser der Wunsch nach weiteren Texten einstellt.

Wer auf treffliche Porträts, auf schillernde Erzählungen hofft, wird nicht enttäuscht: Er erlebt Miggeli wie ehemals – als wache Zeitgenossin, die durch ein aussergewöhnliches Dasein zum Verständnis für alle Kreatur fand.

So sonnig, wie es ihr Verleger im Vorwort haben will, war Maria Aebersold nicht. Dazu fehlte ihr die Naivität. Aber sie liess sich durch keinen Schlag bis zur Bitterkeit verletzen – weil sie die Menschen gern haben wollte. Ilse Frank

Schwierige Pädagogik

Ich kam von einem grossen Waldspaziergang mit dem Hund zurück. Wir hatten uns möglichst so bewegt, dass wir nirgends mit Tier, Haus oder Hof kollidierten – was mir auch nicht immer gelingt. Aber man lernt, in welcher Gegend man Dinge, die den Hund reizen, umgehen kann. So hatten wir wieder einmal einen befriedigenden «Marsch» hinter uns. Ich kam Richtung Waldende, wo die Strasse und die Trottoirs anfangen. Hier stand ein Reparatur-Auto der Stadtverwaltung, beladen mit Werkzeugen, Geräten und Pflastersteinen. Man sah: Es wird gearbeitet und ausgebessert. Ein Bub, zwischen dreieinhalb und vier, nahm Pflastersteine und schmiss sie mit Elan ins Senkloch. Jedesmal, wenn ein Stein unten ankam, spritzte Wasser auf und machte natürlich Lärm. Das freute den Kleinen sichtlich, machte ihm grossen Spass. Mir ist klar, dass sich der Knabe nicht bewusst war, was er tat. Dass die Arbeiter die Steine wieder herausholen mussten, konnte er sich bestimmt nicht denken. Aber eine Dame – offenbar seine Grossmutter – stand daneben und schaute zu. Ich konnte mir nicht verkneifen, zu sagen: «Du, muss das sein?» Er schaute mich gross an und verstand offenbar die Welt nicht mehr, worauf die Frau mir vorhielt: «Die Erwachsenen machen noch viel Dümmeres!» Das stimmt sicher, wenn man die Nachrichten sieht und hört. Aber dass diese Antwort vor einem lernbegierigen Kind richtig ist, bin ich nicht sicher.

Sophie



Echo aus dem Leserkreis

Reiches Leben

(Nebelpaltes Nr. 41)

Ich gehöre zu denen, die nachfühlen; denn ich kenne sie auch, diese Übertüchtigen, die alles können, alles meistern, alles einwandfrei und spielend erledigen. Die stets fit sind, alles richtig machen, keine Zweifel an sich kennen, immer recht haben. Die nie Dinge sagen oder tun, die falsch sind. Die nie in Verlegenheit geraten oder gar rot werden bei Gesprächen. Perfektionisten – wie schrecklich! Sie streichen ihre Erfolge heraus und drücken die andern Menschen nieder, untergraben deren Selbstvertrauen und lächeln erhaben darüber.

Dennoch: Wie arm sind solche Menschen im Grunde genommen! Arme Nichtse, die ihre Leere über-tünchen müssen. Wieviel reicher ist das andere Leben, von dem Miriam schreibt!

Lass Dich nicht erdrücken von dem Dünkel solcher Figuren! Sei glücklich und dankbar für das Leben, das Du führst. Ein Leben, das reich ist mit all seinen Höhen und Tiefen, mit seinen Zweifeln und Schwierigkeiten. Doch lieber ein Mensch in seiner Unvollkommenheit sein als ein seelenloser Roboter. Bleibe Dir selbst treu, Dein Leben ist glücklicher als dasjenige der stets Sicherem (die es ja im Grunde genommen nicht sind).

Maria Hänggi

Verschwinden!

(Nebelpaltes Nr. 42)

Liebe «betagte» Margrit
Ihren Artikel habe ich mit Interesse und Belustigung gelesen. Wenn man nur ein wenig mehr denken würde, wäre manches einfacher und besser. Die Anrede «liebe Betagte» sollte verschwinden. – Hoffentlich trägt Ihr Artikel dazu bei!

Mir passierte auf ganz andere Weise ein «Betagtengeschichtchen». Ging ich doch kürzlich, da dringend nötig, zum Coiffeur. Geduldig unterzog ich mich der Verschönerungsprozedur, erlitt ohne Klagen viele Qualen – im Gedanken an das umwerfende Resultat.

Erleichtert, des Erfolges sicher, zückte ich mein Portemonnaie. Und was sagte das junge Ding an der Kasse? Es fragte, ob ich meinen AHV-Ausweis bei mir hätte – das gäbe 10 Prozent Ermässigung!

Erstens habe ich den Ausweis noch gar nicht, zweitens hätte ich diese Frage vor der Behandlung begriffen, jedoch *damach* ... Das ist die Höhe!

Diesen Salon werde ich nie mehr betreten – auch später, als richtige «Betagte» nicht.

Mit mitfühlenden, herzlichen Grüssen
Suzanne

Nette Anrede

(Nebelpaltes Nr. 42)

Liebe Frau Margrit B.
«Betagt» sagt nicht mehr und nicht weniger aus, als dass dieser Mensch schon viele Tage lebt. Und das sagt nichts über geistige oder körperliche Frische aus. Ich meine, dass «betagt» für eine Grossmutter im AHV-Alter durchaus eine nette Brief-Anrede ist.

Oder hätten Sie es lieber so:
Liebe AHV-Bezügerinnen,
Liebe «Alte» unserer Einwohnerschaft,

Liebe Jahrgänger vor 1920!
Von wegen AHV: Ich verstehe

nicht, dass Sie die so ohne weiteres akzeptieren, heisst doch A ganz schlicht «Alters...».

Ihre Gemeinde wollte denen, die – dank der AHV – über mehr Freizeit verfügen, eine Freude machen, indem sie eine Aktivität anbot. Ist das etwas, womit Sie sich nicht befreunden können?

Mit mittelalterlichen Grüssen
A. Disqué (43)

Nicht be-lobt

(Nebelpaltes Nr. 42)

Liebe Margrit B.

Ich bin sehr, sehr dankbar, dass endlich jemand meiner Meinung ist und dies auch kundtut!

Ich habe Jahrgang 1910 und erhielt natürlich 1972 eine Einladung mit der Anrede: «Liebe Betagte». Da ich damals noch voll im Berufsleben und in der Politik stand (Sozialarbeiterin und Grossrätin), wehrte ich mich dagegen: Ich erklärte, dass ich niemals an eine Veranstaltung käme, an der «Betagte» begrüsst würden. Auf die Fragen nach dem «Weshalb und Warum» antwortete ich: Be-stürzt, be-trogen, be-lämmert, be-tagt, kurz alles «be» sei negativ und daher unangebracht. Man wollte wissen, was ich denn sage, wenn man behaupte, ich sei be-lobt. Das ist genauso negativ wie alles andere. Um be-lobt zu sein, muss ich mich be-lobt machen. Ich will nur geschätzt und gegebenenfalls geliebt sein. Jetzt werden von den gleichen Leuten die «Senioren» eingeladen. Das ist besser – aber gut ist es nicht. Sie haben ganz recht, liebe Margrit: Warum können wir nicht einfach Mitbürger sein? Oder gar Mitmenschen?
Johanna Hodel



ein
edler
Tropfen
ohne
Alkohol

Merlino
Traubensaft

Ein **OVA**-Produkt